

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hefst 11, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. Juni 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Schloß Parey.
Original-Zeichnung von
Ewald Thiel.

Nachdruck verboten.

Alter Haß.

Novelle von Emma Merk.

(Schluß.)

m Winter war Else nicht zu bewegen gewesen, unter Menschen zu gehen. Aber die Mutter hatte schon ihren Plan, um das trostige Ding der Einsiedelei zu entziehen. „Tante Emma“ — eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, — besaß in Berchtesgaden eine hübsche Villa. Es kam immer viel Besuch in das gastfreie Haus; es waren ein paar erwachsene Stiefsöhne da, die Else in lustiger Weise den Hof machten. Bertha hatte oft mit dem Gedanken geliebäugelt, einem dieser jungen Leute, die sie von Kind auf kannte, ihre Tochter zu geben, am liebsten dem jüngeren, dem Maler, der sicher immer in München bleiben und sich als ruhiger, gutmütiger Mensch nicht allzu energisch gegen den Einfluß einer Schwierigermama aufzubauen würde. Im Frühjahr schon zogen denn die beiden Damen nach Berchtesgaden in die Fischer'sche Villa, und Bertha schlug jeden Tag einen Ausflug, eine Unterhaltung vor, um ihr süßes, ernstes Kind zu zerstreuen. Zu ihrer größten Beschiedigung bemerkte sie auch nach einigen Wochen, daß Else sich mit Albert, dem Maler, ganz vertraulich befremde. Die beiden stießen viel zusammen, gingen bei Spaziergängen weit voraus, hatten sich allerlei Heimlichkeiten zuzuspielen und brachten schließlich jeden Vormittag mit einander zu, denn Albert malte seine hübsche Verwandte in einem stillen Winkel des Gartens. Eine sehr moderne Plein-air-Studie, auf grobem Kreidegrund, auf dem das zarte Blondinen-Köpfchen, mit den buntgemalten Sonnen-Nestchen, so doppig und fleidig und braunroth erschien wie eine erhitze Marketenderin. Die Mama fand das Bild allerdings entzücklich, aber sie ließ die beiden viel allein und triumphierte schon, daß der fröhliche, junge Künstler den hübschen Tennis-Spieler aus dem Herzen der Tochter verdrängt habe. Da ent-

deckte sie eines Tages auf dem Löffcher, der auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer lag, ganz deutlich den Abdruck einer von Else geschriebenen Adresse, die sie so beunruhigte, daß sie dieselbe sofort im Spiegel besah. Unverkennbar standen hier auf dem Löfferpapier die Worte zu lesen: Herrn Doctor Wolfgang Tiedemann.

Else correspondierte also mit dem Menschen! Bertha war außer sich vor Empörung. Mit dem verhängnisvollen Löffcher, dem corpus delicti, in der Hand eilte sie an die Gartenecke, wo die Staffelei des Malers stand, und rief die Tochter von der Sitzung ab. „Seit wann wechselst Du Briefe mit Doctor Tiedemann?“ fragte sie, auf den Abdruck der Adresse deutend.

Else ward bleich vor den zornsprühenden Augen der Mutter; aber sie bekannte mutig:

„Seit mehreren Wochen, Mama!“

„Wie war das möglich!“ rief Bertha, „ich selbst nahm doch dem Boten die Post ab!“ —

Else zögerte einen Moment. Dann sagte sie:

„Albert brachte mir die Briefe. Doctor Tiedemann ist sein Freund.“

„O!“ Nun flammten die heißen Frauenaugen mit um so größerer Entrüstung zu dem Maler hinüber, der ganz behaglich sein Portrait

prüste. Also ihr Vertrauter war er gewesen! Daher ihr Geplätscher, ihre Heimlichkeiten! Das schöne Lustschloß der Mutter fiel zusammen, und von dieser Enttäuschung nur um so bitterer erregt, röhrte sie: „Wahrhaftig, von Dir hätte ich das nicht geglaubt, Albert! Daß Du, ein reifer Mensch, den Eigeninn eines Kindes unterstützen würdest! Daß Du ihr zu Heimlichkeiten verhilfst, hinter dem Rücken ihrer Mutter! Abscheulich!“

Albert legte die Pinsel weg und trat in seinem drolligen Phlegma näher zu der empörten Frau heran.

„Ja, mein Gott, liebe Tante, man hat doch gewisse Verpflichtungen gegen seine guten Freunde! Ich bin nun einmal der geborene Elephant. Uebrigens ist der Wolfgang ein fausser Kerl.“

„Weißt Du, was Du mir versprachst, Else?“ fragte nun die Mutter, sich wieder an das junge Mädchen wendend. „Erinnere Dich an jenen Abend! An alles, was ich Dir sagte! Damals fühltest Du doch auch, daß es nicht sein darf! Du wolltest ihn vergessen!“

„Ich habe mir doch auch ehrlich Mühe gegeben, Mama! Ich bin ihm aus dem Wege gegangen. Ich habe ein Wiedersehen vermieden, so schwer mir das wurde. Aber dann, — als

ich ihm doch wieder in die Augen sah, als er mir mit so trauriger Stimme sagte, wie unglücklich, wie elend er sei vor Sehnsucht, da fühlte ich erst, wie finster und traurig es all die Zeit her um mich gewesen.“ — Sie hatte am Anfang mit dem Weinen gekämpft. Dann erstarke ihre Stimme; mit heißen Wangen und blitzen Augen, in leidenschaftlicher Erregung trockte sie auf.

„Man kann einen Menschen nicht vergessen, den man lieb hat, — man kann es nicht, Mama! Du hast das Unmögliche gefordert!“

Bertha erschau vor dieser wilden Gluth. Sie hätte nicht geglaubt, daß ihr sanftes, blondes Kind so feurig



Schreibtisch der Königin Luise. Original-Zeichnung von Ewald Thiel.
Siehe den Artikel auf Seite 83.

aufzulammen könnte. Aber Zorn und Entrüstung erstickten jedes Mitleid, jede Rührung.

„Wo hast Du ihn gesehen?“ größte sie mit finsterer Stirn. Else schwieg verlegen.

„Hier, liebe Tante,“ sagte der Maler mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Ich habe ihn einmal eingeladen, mich zu besuchen, — na, und da haben die beiden eine Viertelstunde lang mit einander geplaudert.“

„Also eine vollständige Verschwörung gegen mich,“ höhnte Bertha, die bleich geworden war vor Zorn. „Ich werde einmal bei Deiner Mutter nachfragen, wie sie über diese Sache denkt.“

„Ach, Mama hat es ja gewußt. Sie kann den Wolfgang recht gut leiden und begreift nicht, was Du gegen ihn einzuhenden hast, wenn Else ihn nun einmal will!“

Bertha mußte ordentlich nach Althem ringen, als sie nun, ganz fassungslos, in das Haus zurückkehrte. Ihr Herz floß in schweren Schlägen. Sie fand kaum Worte, um ihrer Schwägerin, die mit dem Behagen einer rundlichen, bequemen Frau in ihrem Schaukelstuhl saß, ihre Entrüstung auszudrücken.

„Du, — Du warst auch im Complot! Du Emma?“

„Aber was gibts denn? Was ist denn passirt?“ fragte diese, sich verwundert aufrechtend.

„Du hast eingewilligt, daß meine Tochter in Deinem Hause mit dem jungen Tiedemann zusammentraf! Du! Und Du weißt doch, was mir der Vater angethan! Wie ich seine Eltern hasse!“

„Aber ich bitte Dich, Bertha. Das ist doch so lange her, die alten Geschichten! Darüber ist doch längst Gras gewachsen. Die arme Else war kaum wieder zu erkennen, ganz blaß und mager vor Herzensjammer. Mir that sie leid. Ich hatte ja auch immer gehofft, sie sollte sich in meinen Albert verlieben. Aber wenn ihr der andere besser gefällt, ist doch nichts zu machen. Er ist wirklich ein netter Mensch.“ —

Dieser gleichmäßige Humor, dieses behagliche Phlegma in einer Sache, die ihr die Seele zerriß, brachte die leidenschaftliche Frau ganz außer sich. Sie erwiderte kein Wort und zog sich düster und in heftigster Erregung in ihr Zimmer zurück. Als Else dann nach einer Weile zaghaft eintrat, sah sie die Mutter mit finstern Augen am Fenster lehnen. Schüchtern und ängstlich näherte sie sich der starr abgewandten Gestalt, und, zärtlich sich anschmiegender, bat sie leise:

„Ach, Mama, sei nicht so bitterböß! Wenn Du ihn nur einmal kennen lernen wolltest, Du würdest gewiß sehen —“

Aber Frau Bertha richtete sich auf, schroß und starr: „Was denfst Du Dir denn überhaupt, Else? Du mußt Dir doch klar gemacht haben, was Du thust, wenn Du heimlich mit diesem Menschen Liebesbriefe wechselst? Ganz ins Blaue hinein könnt Ihr Euch doch nicht anschwärmen.“

Else sah mit sanft bittenden Augen, mit ihrem rührendsten Ausdruck zu der Mutter auf:

„Ach, Mama, — Du kannst ja gar nicht so grausam sein! Einmal wirst Du Dich doch erweichen lassen. Wenn wir uns doch so lieb haben!“

Aber die Augen Bertha's blieben finster, und sie fragte kalt und hart: „Und wenn ich nun nie, niemals meine Einwilligung gebe?“

Da sanken die stehend erhobenen Hände des Mädchens herab; ihre bläßen Wangen färbten sich glühend, und mit trozigem Gesicht den Blick sendend, erwiderte sie leise, aber fest:

„Dann, — dann werden wir eben warten, bis ich alt genug bin, um ohne Deine Einwilligung zu heirathen.“

Die Mutter fuhr zurück, als hätte ihr das Kind den Todesstoß verzeigt.

„Eine solche Zukunft ist Dir also denkbar! In Feindschaft von mir gehen! Mich ganz, ganz verlassen! Du! Else!“ stammelte sie mit versteinerter Zügen, während sie sich mit den Händen an dem Fenstersims festklammerte, als fürchte sie, niederzufallen. Dann aber, als das junge Mädchen in heftiges Weinen ausbrach, befahl sie rauh: „Läß die Thränen! Ich weiß nun Bescheid. Geh! Geh! Ich will allein sein!“

Sie war zu Ende mit ihrer Kraft. Wie zerstört sank sie auf einen Stuhl nieder und seufzte und stöhnte, als ginge ihr das Herz in Stücke. Auch diese leiste, größte Liebe ihres Lebens endete mit dieser furchtbaren Enttäuschung. Ihre kleine Else, an deren Bettchen sie gelöst hatte mit allem Jubel und mit aller Angst, die eine Menschenseele nur fassen kann, sie that ihr das Schlimmste an, das Bitterste. Wozu war sie denn noch da? Wozu lebte sie überhaupt? Sie war es müde.

Allmählich aber wich die Erstchaffung von ihr. Ihr alter Haß und Groll bämte sich auf gegen jedes feige Entsehen, gegen jede zahme Nachgiebigkeit. Noch hatte sie das Recht, von ihrem Kinde Gehorsam zu fordern;

und ihr eigener Wille war denn doch stärker als der kindische Liebestraum dieses zwanzigjährigen Mädchens, als die bequeme Gutmäßigkeit ihrer Verwandten.

Sie verließ mit ihrer Tochter die Villa, um den Sommer auf Reisen zuzubringen. Absichtlich machte sie gar keinen Plan, wohin sie gehen wollten; es sollte vom Wetter abhängen, ob sie sich mehr im Thal, mehr in der Höhe aufzuhalten, sich weiter noch in die Berge oder südwärts wenden würden. Else sollte keine Gelegenheit haben, heimliche Briefe zu empfangen. Abgeschnitten von jedem fremden Einschluß, allein mit ihr in einer neuen, schönen Umgebung, mußte das thörichte Ding doch zur Vernunft zu bringen sein.

Aber sie hatten bisher in einem zu vertraulichen, zu warmen Einvernehmen gelebt, um nicht beide von der höflichen Kühle, die nun zwischen ihnen herrschte, bedrückt zu werden. Else schien nach wenigen Wochen schon so erschöpft und müde von der Reise, daß die Mutter doch gerathen fand, heimzufahren. In der Stadt nahm sie sofort einen Theaterplatz und lud Besuche ein, um das junge Mädchen fröhlicher zu stimmen. Aber bleich und schlaff, mit freudlosen, matten Augen schlich die sonst so lustige Else durch die Zimmer.

Ein paar Monate zog sich das so hin, bis schließlich die Angst um das Kind über all die starren Entschlüsse der Mutter den Sieg davon trug.

„So kann's nicht weiter gehen, Else,“ sagte sie eines Morgens nach einer schweren, schlaflosen Nacht. „Du schläfst nicht mehr, Du hast keinen Appetit. Ich will nicht, daß Du Dich aufreibst vor Sehnsucht. Wenn Du nicht leben kannst ohne ihn, so heirathe ihn denn in Gottes Namen!“

„O Mutter! Herzens-Mutter!“ Nun kam wieder Farbe in das wachsbleiche Gesichtchen, und die matten Augen leuchteten auf.

Aber die Arme der finsternen Frau öffneten sich nicht. Ihre Züge blieben hart.

„Ich gebe meine Einwilligung unter folgenden Bedingungen,“ sagte sie frostig. „Eine kurze Verlobung, eine kleine, stille Trauung, der weder sein Vater, noch seine Mutter beiwohnen sollen. Und dann: Deine Ehe bedeutet Trennung von mir, Else! Ich werde nicht hier bleiben. Ich werde Euer Haus nicht betreten! — Aber ich sehe, — damit findeßt Du Dich ab.“

Sie hatte geharrt auf ein verneinendes Kopfschütteln, auf ein Zögern, auf einen bangen Auffischrei: „Nein, nein, Mutter! Das kann ich nicht ertragen!“

Aber Else schien nur verwirrt von Glück, und mit einem Lächeln wiederholte sie zuversichtlich:

„Sehen wirst Du ihn nun, und dann, — dann mußt Du uns gewiß auch verzeihen, Mama, daß wir einander gut sind.“

Die Verlobung ihrer Else! Wie hatte sich Bertha das anders geträumt. Den Bräutigam sah sie so wenig wie möglich. Die jungen Leute trafen sich meist bei Tante Emma. Es war bei allem guten Willen nicht leicht für ihn, einer Frau gegenüber, die ihn mit so offener Feindseligkeit betrachtete, sich von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Aber alles Entgegenkommen wäre auch nutzlos gewesen. Wenn sie ihm noch hätte verzeihen können, daß er der Sohn seines Vaters war, so verzieh sie ihm nun nicht mehr, daß er sich im Herzen ihres Kindes als der Stärkere, der Siegreiche erwiesen. Was sie sich früher zuweilen ganz reizvoll ausgemalt hatte: das Einrichten einer hübschen, kleinen Wohnung für ein junges Paar, das liebevolle Aussuchen der Aussteuer, das nahm sie nun hin wie eine lezte, herbe Pflicht, die ihr noch zu erfüllen blieb. Bei der stillen, kleinen Hochzeitsfeier, bei dem Abschied von Else, die noch bittend und stehend am Hals der Mutter hing, ließ sie sich keine Thräne entlocken. Nun war sie einfach fertig, — fertig mit allem. Sie hatte ein Gefühl, als wäre sie hinausgestoßen aus der Welt und stünde allein in einem öden, leeren Raum. Es wurde eiskalt um sie her. Alles abgeschnitten, was sie mit dem Leben verknüpft, alles abgestorben, jedes Gefühl, jedes Interesse, jeder Zusammenhang mit den Menschen. Keinen brauchte sie mehr, keinen!

Bei der Fahrt nach Berchtesgaden war ihr zuweilen ein ganz verlassener See mit waldigen Ufern aufgesessen, eine schwermäßige stille Landschaft, die ganz zu ihrer Stimmung passte. Obwohl der Weltverkehr hier vorüberfuhr und Tausend und Abertausende von Fremden aus aller Herren Ländern allsommerlich das nahe Städtchen Rosenheim, das Thor in die Berge, passirten, hatten sich hier, an dem hügelumgeschlossenen See-Ufer, noch keine Städter angeiedelt. Selten nur wurde ein Kahn über das stille Wasser gerudert; die Wälder, an die seit Jahrhunderten die grünen Wellen heranplätscherten, wucherten üppig mit dichtem Unterholz, durch das kaum ein Weg führte; in hohen Büscheln wuchs das Schilf am Ufer. In schönen Linien aber bauten sich die Berge

im Süden empor, von der Kampenwand bis zum Wendelstein, und in dem ebenen weiten Land im Westen lag manch friedliches Dörfchen mit sauberen Häusern, von Obstgärten umgeben, zwischen fruchtbarem Ackerland.

In diese weltferne Stille wollte sie sich flüchten, in diese Abgeschiedenheit sich mit ihren traurigen Erinnerungen vergraben, in Schmerzen versinken und in düsterer Verbitterung warten, bis ihr liebemüdes Herz, das schon jetzt so tot in ihrer Brust lag, zu schlagen aufhörte. Es traf sich günstig für ihr Vorhaben, daß ein Bauernhäuschen, das sich ein paar alte Leute für den „Austrag“ hatten bauen lassen, durch deren frühen Tod leer stand und ihr von dem jetzigen Eigentümer verkauft wurde. Die ersten Monate gingen freilich hin, bis sie sich die schlichten Räume für ihren verwöhnten Stadtgeschmack wohnlich eingerichtet hatte. Die Arbeit, das Anordnen und Beaufsichtigen der Handwerksleute bot ihr die beste Beschäftigung; auch der Garten, in dem Blumen und Gemüse herrlich gediehen, machte ihre Freude. Sie sagte sich täglich mit einem gewissen weltverachtenden Stolz, wie gut sie die Abgeschiedenheit vertrage. Aber im Sommer blieb sie viel weniger allein, als sie geglaubt. Münchner Familien, die sich in der Nähe angesiedelt, luden sie zu Spaziergängen und Ausflügen ein; auswärtige Verwandte und Freunde, die sie in der Stadt nicht antrafen, scheuten den kleinen Abstecher nicht, um sie auf der Durchreise zu begrüßen und sie, trotz ihres Widerstrebens, nach dem Chiemsee-Königschloß, nach Salzburg und Berchtesgaden zu schleppen. Im Herbst spielten sich in der stillen Gegend die Männer ab, und Bertha bekam, außer der Einquartierung, zu der sie als Hausbesitzerin verpflichtet war, viel Besuch von bekannten Offizieren. Sie gestand sich an manchem Tag, daß sie für eine mit den Menschen zerfallene Einsiedlerin eigentlich ein recht unruhiges und geselliges Leben führe.

Erst im October wurde es ganz still um sie her. Es dunkelte nun schon recht früh. Wenn sie dann in die tiefe Finsterniß hinausschaute, stieg ihr manchmal eine bange Frage auf: „Wie sollte sie eigentlich ihre Zeit ausfüllen?“ Es ging doch nicht an, daß sie monatelang mit den Händen im Schóß dasaß und auf den Tod wartete.

Und einmal an einem Novemberabend saß sie noch bei Sonnenuntergang auf einer Bank, von der man die Gegend am weitesten überblickte. Auf den Bergen lag schon Schnee. Sie wirkten schroß und feindselig mit den festen, tiefblauen Linien, mit dem hellen Weiß, über dem der Herbsthimmel so grau und düster lastete. Ein einziger rother Lichtstreifen glühte noch im Westen und verzitterte in traurigen, violetten Tönen. Düster lag der See zwischen dem schwarzen Uferwald, und über die weite Ebene zogen die Nebel. Das wallte so trübselig über die Ackerfurchen, über die Stoppelfelder, über das bräunliche Land heran. Man hörte in der Ferne das eintönige Geräusch des Dreschens, ein schwaches Kirchenglöckchen, — sonst kein Laut, keine Regung. Die Natur hüllte sich förmlich in graues Schweigen.

So richtig, so überflüssig erschien sie sich in der großen Stille, in dieser mächtig hereinbrechenden Herbstdämmerung. Und mit einem Mal packte sie ein namenloses Grauen vor ihrer Verlassenheit, vor dem Alleinsein; eine wilde, verzweifelte Sehnsucht nach einem fremden Gesicht, nach einer Stimme, nach irgend einem Menschen, sodß sie wie in einem Kampf aufstöhnte:

„Wie furchtbar das ist! Wie furchtbar!“

Dann wurden da und dort in den Bauernhäusern die Lichter angezündet; auch in dem Hütchen des Bahnwärters dicht am Walde bließt ein erleuchtetes Fenster. In der schwermäßigen Nebellandschaft wedkte diese Helligkeit eine Vorstellung von Behagen, von Wärme und Frieden, daß in der Seele der Vereinsamen etwas wie Reid aufstieg auf die müden, abgehetzten Frauen, die nach der harten Tagesarbeit doch wußten, wo sie hingehörten, die doch eine Stelle auf der Welt hatten, wo man sie brauchte.

Langsam ging sie heim in ihre todtenstille Behausung, und dann, als auch ihre Dienerin schließt, nahm sie ganz scheu die Briefe ihrer Tochter aus der verschlossenen Kassette und las sie zum wiederholten Male durch. Glücksschlag! Verliebte junge Seligkeit! Dazwischen freilich manche Klage, daß die Mutter so ganz stumm blieb. Den letzten, der erst vor einer Woche gekommen, hatte sie noch vor sich liegen, als schon von der Dorfkirche, halb verweht vom heulenden Nordwind, die zwölf Mitternachtsschläge heranklangen.

Am nächsten Morgen rieselte endloser Regen herab. Bertha aber schaute gar nicht hinaus auf ihren grauen, verwüsteten Garten mit den wellen Blättern. Sie framte in einer Kiste mit Handarbeits-Vorräthen, nahm ein Knäuel heraus von feinen, weißen Wollfäden und versank dann mit wahrer Begeisterung in ihre Häklelei.

Ein winziges Jäckchen entstand unter ihren flinken Händen, und der Anblick dieses zierlichen Bekleidungsstückes stimmte sie ganz seltsam weich und friedlich. Sie seufzte, als sie zu Ende war. Und dann saß sie noch: Ein kleines, ungeborenes Wesen, das konnte noch nichts für die Falschheit und Unanständigkeit der Menschen; das gehörte noch nicht hinein in ihren gerechten Haß und Groll.

Sie fuhr am nächsten Tage nach Rosenheim und fauste seines Weißzeug und Spitzen und himmelblaue Bändchen. Nun ward ihr die Zeit nicht mehr lang. Ein leeres Schubfach füllte sich mit zierlich zusammengebundenen Päckchen von kleiner, liebevoll genähter Wäsche. Dieses Schubfach schien förmlich Wärme auszustrahlen. Es war ihre Zuflucht, ihr einziges Edelchen Leben in all dem Frost, in all dem Dunkel um sie her.

Draußen singt es zu schneien an. Die zierliche, kleine Aussteuer lag längst in einem Kistchen verpackt; aber sie hatte nicht den Mut, sich von dem Anblick zu trennen. Da kam eines Nachmittags zu ungewohnter Stunde der Postbote angestapft mit einem Telegramm:

„Ein prächtiger, gefunder Junge grüßt die Großmama. Ehe recht wohl.“

Mit aufgeregten Händen nagelte sie ihr Kistchen zu und gab es gleich mit. Es sollte express geschickt werden.

Jetzt war es ganz leer in ihrem Zimmer. Es schien ihr älter, eisamer als vorher. Sie mußte hinaus, mit dem Schneesturm kämpfen, an mühevollsem Wandern sich so müde machen, daß sie schlafen mußte, trotz des bangen Dunkels auf ihrem Herzen. Aber als sie eine Weile dahingewalet war in der öden, weißen Gegend, in der man nur das Gefrächte der Raben, das Knarren der Bäume hörte und zuweilen das Pfeifen eines Bahnzugs, da kam es wieder, das herzeinnengende Gefühl, das qualvolle, wie ein Krampf die Brust durchbohrende Heimweh. Mit dem Entsetzen der Verzweiflung blieb sie in die Leere um sich her, in diese weiße Grabsstille. Lieber sich demütigen, lieber sich erniedrigen, lieber betteln um einen Platz in einem warmen Winkel, in dem Menschen wohnten, die ihre Sprache redeten, — nur nicht mehr allein sein, nicht mehr allein!

Am nächsten Tage hielt vor dem Hause, in dem Doctor Tiedemann und seine junge Frau wohnten, ein Wagen. Mit banglosendem Herzen stieg Bertha die Treppe empor. Sie war so mürbe und zerknirscht, daß sie sich sogar zu einem ersten, guten Wort für den Schwiegersohn verstehen wollte.

Aber er kam ihr in seiner Vaterfreude gleich mit dem Jubelruf entgegen:

„Großmama kommt! Die Großmama kann nicht mehr grossen!“ und schloß sie in die Arme. Else sollte erst langsam auf die große Freude vorbereitet werden. Einstweilen stand Bertha vor der Wiege und schlug leise, mit zitternden Händen den Vorhang zurück. Da guckten ihr aus einem winzigen Gesichtchen ein paar braune Augen entgegen, — Augen wie die ihren. Nun wußte sie auch, daß sie nicht mehr fort konnte, daß dieses kleine Geschöpfchen, das so hilflos die feinen Fingerchen austreckte, viel mächtiger war, als ihr Trost und ihre Bitterkeit und ihre Menschenverachtung.

Der jungen Frau bekam das Wiedersehen mit der verhöhnten Mutter recht gut. Erst nach ein paar Wochen, als Else schon wieder aufstehen durfte und davon die Rede war, daß man zu Weihnachten die Taufe feiern wollte, sah Else zuweilen ängstlich und verlegen aus, und auch Wolfgang wurde besangen, als die Großmama fragte, wie Bubi eigentlich heißen sollte?

Bertha hatte vorläufig, ehe sie eine Stadtwohnung mietete, im Hotel Wohnung genommen. Einmal war sie früh morgens gekommen, um das Bad ihres kleinen Lieblings nicht zu versäumen; sie hatte eben mit großmütterlichem Stolz erklärt: „Der Prachtkerl sei schon wieder stärker geworden,“ da kam Else ganz verweint, mit erhöhtem Gesicht in die Kinderstube und sagte:

„Bitte, bitte, Mama! Werde nicht böse! Wir wollten Dich vorbereiten und hatten nicht den Mut! Und nun kommen Wolfgang's Eltern hier an, früher als wir erwartet. Um Bubis willen, — sei gut!“

Es blieb Bertha keine Zeit zur Erwiderung, zur Überlegung. Sie mußte sich nur beeilen, das nackte Bübchen einzuhüllen, da wurde auch schon die Thür geöffnet und die Großeltern traten ein.

Ein Moment, den sie sich als den entsetzlichsten ihres Lebens gedacht hatte, verließ äußerlich ganz ruhig und alltäglich. Man grüßte sich und sprach von dem Kind, nur von dem Kind. Und Bertha dachte im Stillen: „Er ist ein Greis geworden, die Räthe ein altes Mütterchen! Ob ich wohl auch so welf und zerfallen aussche?“

Freilich, als sie sich nach dieser Neberrumpelung wieder ruhig bestimmen konnte, wandelte sie die größte

Lust an, eiligst abzureisen. Aber der Schauder vor dem Alleinsein, gerade zu Weihnachten, war zu mächtig, zu unüberwindlich. Und so geschah, was ihr vor wenigen Wochen noch als eine Unmöglichkeit, als etwas Unaussichtbares erschien wäre. Mit den Menschen, die sie mehr als ein Vierteljahrhundert lang gehaßt hatte, feierte sie ein friedliches Familienfest. Ja noch mehr: sie mußte als Mitpathin Ernst Tiedemann die Hand reichen, sie mußte sich von ihm zu dem Taufmahl führen lassen und sich mit ihm und seiner Frau duzen! Zusammen wurden sie in Trinksprüchen gepriselt: Die lieben Großeltern, sie leben hoch! Drei Mal hoch!

An einem der Feiertage saß Bertha ganz allein in der Wohnstube, in der das Tannenbaumchen duschte. Die Jungen hatten Besuch im Salon; der kleine Ernst schief noch. Da trat der gebuegte Mann mit den weißen Haaren zu ihr heran, zog einen Stuhl neben den ihren und sagte mit seiner müden Stimme, die doch noch immer etwas hinreichend Liebenswürdiges hatte:

„Es ist hübsch, daß wir beide einmal ungefähr plaudern können von den alten Zeiten!“

Sie sah ihn start an. Er wagte wirklich, daran zu rühren! Er wagte es! Oh, er überhaupt denn doch wohl ihre Geduld, ihre großmütterliche Gelassenheit! Sie schwieg und fühlte nur, wie harte Worte der Anklage in ihr aufstiegen, wie ihre leidenschaftliche Erbitterung den Bann der guten Sitte und des häuslichen Friedens zu durchbrechen drohte.

„Ich habe mich ja von Herzen darüber gefreut, Bertha, daß unsere Kinder das Glück fanden, das uns versagt geblieben, daß das Schicksal gleichsam zur gütigen Versöhnung für uns beide, an den Jungen gut mache, was es uns Alten zu leid gethan hat.“

Sie bezwang sich kaum mehr. „Das Schicksal! Eine eigenartige Deutung!“ höhnte sie grimmig. „Was sich das Schicksal alles in die Schuhe schieben lassen muß!“

„Ah ja!“ erwiederte er mit einem ernsten Lächeln. „Man wird so mild und vorsichtig in seinen Ausdrücken mit dem Alter. Damals, da nannte ich es auch anders: Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Tyrannie.“

„Grausamkeit! Ungerechtigkeit!“ wiederholte sie düster. „Ja, allerdings! Aber Tyrannie, — das verstehe ich nicht! Ich fügte damals vielleicht noch ein paar andere harte Worte hinzu.“

„Welche Worte, Bertha?“ fragte er trotz ihres herben Tons mit dem sanftesten Interesse eines Menschen, der ohne Erregung auf sein hinter ihm liegendes Leben zurückschaut.

„O! Falschheit, Treulosigkeit, Verrath!“ murmelte sie mit blassen Lippen, und ihre Hände zuckten vor mühsam beherrchter Empörung.

Er aber legte seine füße, hagere Rechte auf diese zuckenden Hände und sagte leise:

„Du hast es mir nicht vergeben, hast es Räthe nicht vergeben, daß sie dann später meine Frau wurde? Darum also warst Du so fühl, feindselig fast, gegen meinen armen Wolfgang, der eine Zeit lang Jammerbriefe schrieb? Aber sieh, Bertha, — Räthe war doch die Einzige, die um meine Liebe zu Dir wußte! Als Trosterin, als Freundin kam sie mir nahe in jener schweren Zeit.“

„Wozu das alles! Was soll das?“ rief nun Bertha aufspringend. „Ich war ja ausgesöhnt, ich hatte mich ja ergeben in das Verhängniß, das die Kinder zusammengeführt, da es nun einmal nicht mehr zu ändern ist! Warum wedst Du nun all das Böse wieder auf in mir? Redest von alter Liebe! Von Trost und von schwerer Zeit! Es klingt wie Hohn, nachdem die Thatjache doch nicht wegzuschaffen ist, daß Du mich verlassen hast, — ohne Grund.“

„Ohne Grund?“ erwiderte er, neben sie tretend, sodass sie nun beide vor der geschmückten Tanne standen, deren Silberfäden bei der Berührung leise rauschten. „Du hast doch in all den Jahren die Haupthache vergessen, — den Kernpunkt, liebe Großmama. Oder solltest Du wirklich nie erfahren haben, daß Dein Vater mir einen sehr unverblümten Korb gegeben hat, als ich mich um Deine Hand bewarb?“

Sie hatte den Blick zu ihm gewendet, zum ersten Male eigentlich einen vollen, großen Blick, und er wunderte sich, wie feurig diese Augen geblieben waren, die er in ihrem schönsten Jugendglanze gesehen hatte. Mit seiner abgelärteten Ruhe fuhr er fort:

„Ja diese Leute von damals, wie Dein Vater, — das waren noch Menschen aus einem Guß. Sie hatten ihre fest eingewurzelten Ansichten und Vorurtheile, davon gingen sie nicht ab, daran hielten sie sich und schauten nicht rechts und nicht links, und plagten sich nicht mit Zweifeln. Und sie fühlten sich auch noch so als unumschränkte Herren über ihre Kinder, wie es heutzutage wir Eltern nicht mehr fertig bringen. Ein Schriftsteller, der galt Deinem Vater als nichts viel Besseres

als ein Seiltänzer. Ein Mensch ohne jede Anstellung! Einer, der Geschichten schreibt, die nicht wahr sind! Und ein solcher wollte es sich gar einfallen lassen, zu heirathen! So was! Auf der Stelle sollte ich machen, daß ich heimlich nach Berlin, und mich nicht wieder blicken lassen in Bayern, und mein Versprechen müßt' er haben, daß die Geschichte ein für allemal ein End' hätt'. Keine Brief mehr, nix! — In meiner tiefen Kränkung über seine Gering schätzung meiner schriftstellerischen Erfolge, auf die ich doch damals sehr stolz war, — der alte Mann lächelte wehmüthig, — „in meiner Verlossenheit und Empörung über diese altbayerische Verbheit gab ich ihm in jener bitteren Stunde mein Wort, — um es freilich oft und oft zu bereuen. — Aber was hast Du denn, — Bertha? Viebe Großmama!“

Sie war in einen Stuhl niedergesunken, ganz verstört und blaß und rang verzweifelt die Hände.

„Das hat mein Vater mir angethan? O Gott, o Gott! Er ahnte ja nicht, was er an mir verbrach!“ stöhnte sie fassungslos. „Nichts habe ich gewußt, und bin nun herumgegangen, fast dreißig Jahre lang, mit meinem bitteren Haß im Herzen, der ein Wahn gewesen, und hätte am liebsten den Kindern ihr Glück zerstört.“

Er streichelte sanft ihre Hände.

„Sei ruhig, Großmama. Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß diese Liebe, die wir nicht ausleben dursten, so mächtig, so ununterdrückbar war, daß sie in unseren Kindern wieder erwacht? Aus jungen Augen schaut sie uns nun entgegen, und siehst Du, — hier, — hier kommt ja unsere gemeinsame Zukunft, das Entlein, an dem wir uns beide freuen können, — wir Alten mit den grauen Haaren!“

Bertha standen die Augen voll Thränen. Sie nahm das Bübchen in ihre Arme.

„Wie viel Liebe muß ich dem da geben, um mir das Herz zu befreien, das so finster und so böse war!“ sagte sie zärtlich. „Aber es ist doch gut, daß ich ihn nicht mit in das Grab nehmen muß, den alten Gross.“

Else und Wolfgang konnten sich dann später bei Tisch nicht genug über die Mama wundern. Sie hatte verweinte Augen, aber von ihrem Gesicht da leuchtete förmlich Güte und Wohlwollen, und in ihrer Stimme zitterte es so eigenthümlich weich und bewegt.

Als das junge Paar allein war, sagte er:

„Weißt Du, Liebste, ich glaube, Deine Mutter hat mit Papa eine Aussprache gehabt, und nun sind sie versöhnt. Es wäre doch besser gewesen, wenn sie sich schon bei der Hochzeit gehehen hätten. Auge in Auge, da schwundet so manches, was sich in der Entfernung zwischen zwei Menschen wälzte.“

Else aber schüttelte den Kopf und lächelte:

„Ah nein, Schatz, — das hat nur Bubi fertig gebracht, — nur unser Bubi!“

Rücktitel verboten.

Schloß Parey.

Erinnerung an die Königin Luise von Preußen.

Von Otto Elster.

Mit Original-Illustrationen von Ewald Thiel.

Pohl die sympathischste Frauengestalt unter den Fürstinnen, welche auf Preußens Königsthron geließen, ist die Königin Luise, die medienburgische Prinzessin und Gemahlin des vielgeprägten Königs Friedrich Wilhelm III. Ihre edle, patriotische Gesinnung und ihr tragisches Geschick unter dem schweren Druck napoleonischer Tyrannie bewegte noch jetzt jedes wahrhaft patriotische Herz. Je schmerzlicher die Erinnerung an dieses tragische Geschick ist, um so lieber geht man sich den lieblichen Erinnerungen hin, welche sich an die erste Zeit der Ehe der Prinzessin Luise mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm knüpfen und aus der uns so manche Aindten treu und pietätvoll überliefert worden sind. Den Geist jener glücklichsten Zeit im Leben der Königin Luise und des Königs Friedrich Wilhelm darf man jedoch nicht in den Prachtgemäldern der königlichen Schlösser von Berlin und Potsdam suchen; um den Hauch jenes Geistes zu veripären, suche man die lieblichen Gesilde jener einfachen Schlösser auf, in denen die Königin Luise inmitten ihrer Familie, umringt von ihren Kindern die ganze edle, sinnige Einfalt ihres Besitzes entfaltete. Haupt-sätzlich sind es zwei Städte, wo uns noch jetzt der Geist der glücklichen Zeiten der Königin Luise umweht, und wir danken es der Pietät der fürstlichen Nachkommen jener edlen Königin, daß diese Städte uns in ihrer schlichten, edlen Einfachheit erhalten geblieben sind.

Es ist dies die Pfaueninsel, nah bei Potsdam, die wohl jedem, der Berlin und Potsdam besucht hat, bekannt ist, und Schloß Parey, zwei Meilen nordwestlich von Potsdam, in den Wiesen der buchenreichen Havel gelegen.

Friedlicher, stiller und einsamer noch als die Pfaueninsel liegt Schloß und Dorf Parey in seiner idyllischen, ländlichen Umgebung da, denn der Strom der Berliner und Potsdamer Ausflügler, der sich besonders an den Sonntagen über die Pfaueninsel ergiebt, fliehet hier weit spärlicher. Aber gerade diese Stille und Einsamkeit, diese Welt-Abgeschiedenheit verleihen Schloß Parey einen eigenen Reiz. Man träumt sich zurück in jene Zeiten zu Anfang des Jahrhunderts, wo das fröhliche

Jauchzen der Kinder der Königin Luise den Park erfüllte und diese selbst mit ihrem königlichen Gemahl die schattigen Laubengänge durchwanderte, während die strenge Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, das grehe Haupt über den Mangel an jeglicher Hof-Etiquette schüttelte, der hier in dem traulichen Parey-Haus gesessen war.

Sie sind alle nicht mehr, die hier in stillem Frieden und Fröhlichkeit wandelten, und das Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm III. dem Andenken seiner Gemahlin und seines so früh verstorbenen Bruders, des Prinzen Ludwig, im Park von Parey setzte, scheint mit seinen beiden Inschriften: „Er ist nicht mehr“ und „Gedenke der Abgeschiedenen“ uns jüngere Generation an jene zu mahnen, welche vor hundert Jahren sich des ländlichen Friedens im Schloß und Park von Parey erfreuten.

Ein altes wendisches Dorf, lag Parey still und verlassen inmitten seiner Wiesen da, bis es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in neuer Gestalt ersandt. Es befand sich in



Schlafzimmer des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth.



Schlafzimmer des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.

Parey ein königliches Schatullgut, welches dem Kronprinzen gehörte. Diesem gefiel die stille, ländliche Umgebung, und hier baute er sich ein einfaches Schloß, — ein langgestrecktes Herrenhaus, — zweistöckig und prunklos, mit schlichtem Dach und gelbgetüncht. Zu dem Baumeister sagte der Kronprinz einschärfend: „Nur immer denken, Sie bauen für einen schlichten Guissherrn.“ — Aber auch das Dorf selbst erhielt eine neue Gestalt: frische



Ecke aus dem Spielzimmer König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I.



Arbeitszimmer des Königs Friedrich Wilhelm III.

gestrenigen Oberhofmeisterin: „So wenig Etiquette wie nur immer möglich,“ schreibt sie, „und große Sparsamkeit; wenn es nur so bleibt und dies alles nicht überhand nimmt mit der Zeit, dann ist es ja ganz schön und gut.“ — Allerdings wohnte mancher reiche Mann in Berlin weit geräumiger und prächtiger als der König in seinem lieben Parey, und wenn man die heutige Ausstattung von modernen Schlössern und Villen, sowie Privathäusern mit der des Schlosses Parey vergleicht, dann kann man ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken für jene Zeit, in der die Höchsten dieser Erde sich mit dieser bescheidenen Ausstattung begnügten.

Aber auch schwere Zeiten brachen über das friedliche Parey und die königliche Familie herein, als der Uebermuth des korsischen Imperators Preußen und den König nach jahrelangem Zögern endlich zum Kriege drängte und das verhängnisvolle Jahr 1806 sich näherte. Schon im Vorjahr war die friedliche Idylle von Parey durch den Eingriff des gewaltigen Korsen zerstört worden, von dem der damalige Königliche Hof-Historiograph Johannes von Müller

Giebelhäuser und Gehöfte, einfach und schlicht wie das Schloß selbst, durch dessen Park die Dorfstraße führte.

Der Oberhofmeisterin Gräfin Voß war dieser kronprinzliche, später königliche Sommeraufenthalt gar zu bescheiden. So schreibt sie am 15. Mai 1797 in ihren Memoiren: „Wir waren in Parey, um es anzusehen, ich war sehr enttäuscht; es ist nicht im geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort selbst ist geradezu hässlich, und nur der Garten etwas erträglich.“ — Freilich, ein Versailles oder Schloß Sanssouci war dieses einfache Herrenhaus von Parey nicht! Aber schon im Herbst desselben Jahres findet es die strenge Oberhofmeisterin dort ganz erträglich, denn am 2. September bemerkt sie in ihrem Tagebuche: „Wir reisten endlich nach diesem berühmten Parey ab, das jetzt fertig ist, und wo man zum ersten Mal sich häuslich einrichten soll. Der Garten ist nicht übel, und wenn er nicht feucht wäre, könnte er ganz erträglich sein.“ — 3. September. Wir gingen zum Gottesdienst, der in einer Scheune gehalten wurde, da die Kirche noch nicht fertig ist. Der Pastor predigte recht gut. — 10. September.

Nachmittags war Erntekranz und Tanz für die Leute, und wir alle tanzten ein bißchen mit. — 12. September. Abends machten wir eine Landpartie auf großen Leiterwagen mit Säcken darauf, es war ganz hübsch. Es waren zu viel Personen für unsere Wagen, man hätte nicht für alle Platz gehabt (deßhalb die Leiterwagen). — 13. September. Abends Ball im Amtshause für die Kammerfrauen und dergleichen. Alles tanzte mit, auch ich tanzte mit vielen Vergnügen ein paar Menuets. — 15. September. Wir packten ein, um nach Berlin zurückzufahren, worüber ich im Grunde nicht böse bin.“ —

Aber wenn es auch der Oberhofmeisterin in Parey nicht sonderlich behagte, um so wohler fühlten sich der König und die Königin Luise mit ihren Kindern hier. Als einer eine fremde Fürstin zum Besuch nach „diesem berühmten Parey“ kommt, fragt sie erstaunt, ob es denn Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einödelei zuzubringen. „Ach nein,“ entgegnete die Königin, „ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Parey.“ —

Hier wandelte die hohe Frau am Arm ihres Gatten durch die Dorfgassen, die Armen und Kranken beschenkend und tröstend. Hier spielte sie auf dem weichen Stoffen im Kreise ihrer Kinder, die sich nach Herzenslust umhertummeln konnten, ohne ihrer kindlichen Ausgelassenheit Zwang anzuthun; fremde Augen brauchten sie hier nicht zu scheuen; auf der Dorfstraße, die mitten durch den Park führte, verkehrten nur die Einwohner von Parey, die mit Freude auf die ausgelassenen Spiele der Prinzen sahen.

Einfach, wie das Neuziere des Schlosses, war auch die innere Ausstattung. Mit einem Gefühl der Rührung betrachteten wir jetzt diese „altfränkischen“ Möbel der Zimmer. Wie einfach das Arbeitszimmer des Königs, der Königin! Wie einfach und doch gediegen und behaglich das Schlafzimmer des königlichen Paares! Nicht wie der Wohnstil eines Königspaares, sondern wie der eines schlichten Landedelmannes muthen uns diese Zimmer an, — wenn nicht der Hauch der Erinnerung einer großen Zeit über dem ganzen Schloß ruhte und so manches Bild und mancher Gegenstand an die königlichen Eigentümer gemahnte.

Aus dem Arbeitszimmer trat der König in die Zimmer seiner Gemahlin und das Spielzimmer der Prinzen. Abends gingen sie gemeinsam in die Kinderstube und läuteten die schlummernden Kinder auf die Stirn. Wie glücklich der König und die Königin sich in dieser ihrer einfachen Häuslichkeit fühlten, das sieht man auch in den Aufzeichnungen der



Die Wunder-Kapelle in der Kirche zu Valladolid. Nach dem Gemälde von José Galtier.

schreibt: „Gewiß, daß wir mit Bonaparte Krieg haben werden! wie könnte er diesen Fleck der Erde ruhig lassen! Das Wenn ist ungewiß!“ — Bis zum October (1805) weilte die Königliche Familie in Paretz. Jeden Tag fuhr der König zur Ausübung seiner Herrschaftsrechten nach Potsdam, wo er im Sanssouci abzusteigen pflegte. Hier überraschte ihn am 6. October die Nachricht, daß Napoleon den Krieg gegen das mit Russland verbündete Österreich mit einer Verleugnung der Neutralität Preußens begonnen habe. Jetzt sah der König den Entschluß zur Mobilisierung seiner Armee, um die Neutralität gegen Frankreich mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Die friedlichen Tage in Paretz gingen zu Ende, und die Königliche Familie kehrte nach Berlin zurück.

Aber der König zögerte in unbegreiflicher Verblendung, den Bund mit Russland und Österreich abzuschließen; er wollte seinem Volke den Frieden so lange wie möglich erhalten und traute den arglistigen Versicherungen eines Bonaparte. So versäumte er den rechten Augenblick, und das unglückselige Jahr von 1806 brach über Preußen und Norddeutschland herein, in dem Preußen nur mit einigen norddeutschen Staaten im Bunde dem gewaltigen Schlachten-Kaiser entgegentreten mußte.

Es ist nicht unsere Aufgabe hier, die Schuld oder Unschuld der damaligen Preußischen Regierung und Armee in jenem nationalen Unglück zu untersuchen, aber sicher ist, daß dieses Unglücksjahr und die nachfolgenden Ereignisse der edlen, patriotischen Königin Luise das Herz gebrochen haben. Sie mußte mit ihrer Familie nach Königsberg und Memel fliehen. — Das liebliche, trauliche Parey blieb auf Jahre hindurch verwahrt. Aber auch in dem fernen Königsberg schuf sich die Königin eine anmuthige, liebliche Einsiedelei in dem stillen Landhaus „auf den Hüben“, das später den Namen „Luisenwahl“ erhielt. Hier schrieb die Königin die rührenden Worte nieder: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Piano, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen.“ —

In Berlin traf die Königliche Familie erst wieder um Weihnachten 1809 ein, aber schon nagte die tüchtige Krankheit an dem Leben der edlen Dulderin, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Noch einmal, am 20. Mai 1810, weilte die Königin in ihrem lieben Parey. Jener Frühlingsstag, an dem sie unbewußt auf immer von dieser trauten Stätte ihres Familienglücks schied, steht an dem Spitzbogen der gotischen Pforte angelischrieben, die aus dem Park auf die Landstraße führt, des eisernen Denkzeichens, das Friedrich Wilhelm III. dem letzten Ausgange seiner Gemahlin aus Parey geweiht hat.

Am 25. Juni 1810 reiste die Königin zum Besuch ihres Vaters nach Strelitz; der König folgte einige Tage später und begleitete sie nach dem Lustschloß Hohen-Giera in Mecklenburg. Hier erkrankte Luise sehr schwer, und am 19. Juli morgens um neun Uhr schloß die edle Fürstin die Augen auf ewig. —

Schloß Parey hatte seine Herrin verloren, aber der Geist der hohen Dulderin sollte auch noch weiter in den vereinsamten Räumen des Schlosses und des Parks weilen. Freilich, das stillle, friedliche Familienglück war verschwunden, das fröhliche Jauchzen der königlichen Kinder verhallt, — eine eiserne Zeit brach herein, in der das stillle Parey kaum hineinzupassen schien. Der König weinte es der Erinnerung der Entschlaufenen. An der von ihm und Luise erbauten Kirche ließ er ein Thon-Relief nach dem Entwurf des berühmten Schadow anbringen, welches die Verklärung der Königin Luise darstellt, und auf dem Denkmal, das er seinem so früh verstorbenen Bruder, dem Prinzen Ludwig, geweiht und auf dessen einer Seite die diesem Prinzen gewidmeten Worte stehen: „Er ist nicht mehr“, ließ er zum Gedächtniß der Entschlaufenen die Worte sezen: „Gedente der Abgeschiedenen.“

„Mögen sie,“ so schreibt der König später in seinem letzten Willen für seine Kinder, „beim Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: Gedente der Abgeschiedenen! auch meiner liebevoll gedenken.“ —

Aber noch eine andere Erinnerung an die Königin Luise birgt der Park von Parey. Auf einer künstlichen kleinen Anhöhe nahe der Havel kennzeichnet ein Engel des Friedens mit dem Palmzweige noch jetzt einen der Lieblingsplätze der Königin. —

Während der folgenden Kriegsjahre stand Schloß Parey vereinsamt da. Den Sommer über wohnte der König abwechselnd in Potsdam und Charlottenburg, wo er seiner verehrten Gemahlin das herrliche Mausoleum von Rauch errichtete. Der Krieg führte ihn aber oft fort von seiner Residenz, und erst nach dem zweiten Pariser Frieden suchte der König oft wieder sein geliebtes Parey auf.

Hohle Gäste und glänzende Tage sah das stillle Parey im Herbst des Jahres 1815, als der Kaiser Alexander, sowie dessen Schwestern, die Großfürstin Katharina, verwitwete Herzogin von Holstein-Oldenburg, und die Großfürstin Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, Berlin und Potsdam besuchten. Mit den Feierlichkeiten in Berlin und Potsdam wechselten stillere Ausflüge nach der Pfaueninsel und Parey ab, auf denen das Herzengülden der ältesten Tochter der entschlaufenen Königin Luise mit dem Zarewitsch von Russland geschlossen wurde.

Dann vereinsamte das liebliche Parey mehr und mehr. Zuweilen wohl auch zog sich der König in die „anmuthige Einsiedelei“ von Parey zurück, aber lange duldet es ihn nicht mehr in den Räumen, die ihn stets an seine unvergängliche Luise erinnerten.

Noch einmal erwachte Schloß Parey aus seinem Zauber-Schlaf unter der Regierung des Sohnes Luisens, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Dieser weite gern mit seiner Gattin Elisabeth, der bayerischen Prinzessin, in dem idyllisch gelegenen Schloßchen; die Pietät hat auch die Räume, die dieses königliche Paar bewohnte, in dem Zustande der damaligen Zeit erhalten.

Seitdem ist Schloß Parey wieder in seinen Bauberschlafe verjunkten. Leise murmelnd schlagen die Wellen der Havel an das Ufer, leise flüstert und rauscht der Wind in den hundertjährigen Bäumen des Parks, die Blumen duften, und bunte Falter gaukeln über den Blumen der idyllischen Havelwiesen. Aber Wellen und Wind, Blumen und Bäume, sie erzählen den außerordentlich lauschenden lieblichen Sagen von dem Glück und dem Leid der edlen Dulderin, der „gnädigen Frau von Parey.“ —

Nachdruck verboten.

Spitzen-Ausstellung in Wien.

Von Natalie Bruck-Auffenberg.

Seine bisher weniger in erste Reihe gerückten und aus Raumangst zum großen Theile in Schränken vergrabenen Reichthümer an echten alten Spizien, hat das österreichische Museum füglich zu einer prachtvoll systematisch geordneten und trefflich inszenirten Ausstellung vereinigt, die Wochen lang einen Anziehungspunkt für die Wiener Damenwelt bildete.

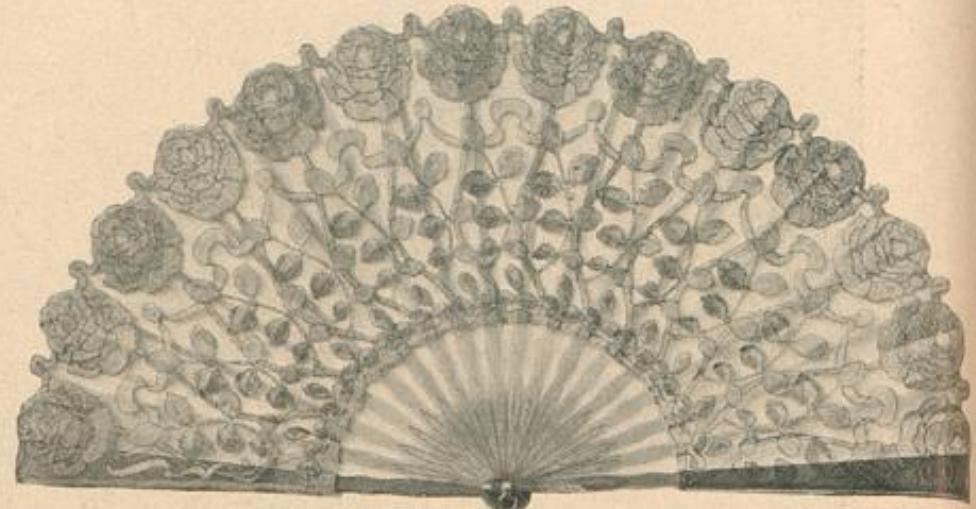
Die Spizien der Erzherzogin Maria Therese nehmen den großen Mittelpunkt, den sogenannten Säulenhof ein. Sie repräsentieren die historische Entwicklung der Spize unseres Jahrhunderts: Erbstücke von Kaiserin Caroline Augusta, der Gemahlin Franz I., und der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers Franz Josef I., — außerdem alte Alencons aus dem vorherigen Jahrhundert, die jedoch, aufsorge der in den Jahren 1850 gebräuchlichen Restaurierungen von Spizien, aus ihrem Grunde herausgeschnitten und auf Brüsseler Tüll applicirt und somit nachträglich in die damals modernen Applications-Spizien verwandelt wurden. Man sieht da die interessanten altmittelalterlichen Formen von Tüchern, Mantillen und großen Shawls in florästlicher Pracht und seltener

Conservirung: alte Seidenblonden und dichter Seldendurchzug auf feinem Tüll, ein Kleinenbestand von Brüsseler Application in Point d'aiguille und point plat, der auf Tüll applicirten Klöppelspizie, schöne Malines aus den Jahren 1840—50, Spigen-Schürzen für die ungarische Hoftracht, wie auch den letzten großen, gemusterten Gesichtsschleier aus Chantilly-Spize, den die greise Kaiserin Caroline Augusta getragen hatte.

Die eigene Sammlung des Museums umfaßt vor allem die klassischen Perioden der Spize in Italien, Frankreich und Belgien; Österreich hatte durch den vormaligen Besitz des lombardisch-venetianischen Königreiches insbesondere Gelegenheit

fertigkeit der Venezianer, dieser Erfinder und Pfadführer der Spizenkunst, die filigrane Rosalina-Spize mit ihren Schneesternchen über die Verbindungsstäbe der Muster gestreut, seinen Rosetten, ebenso wie die späteren italienischen Rosbildungen der zwischen Benedig überflügelnden Industrie von Frankreich und Belgien, die Argentella- und Burano-Spize, der Point de Venise und die Mailänder Guipuren während die berühmten alten Genueser Guipuren, die Stammherren aller Klöppelspizien, noch aus der Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in schönsten Exemplaren vorliegen.

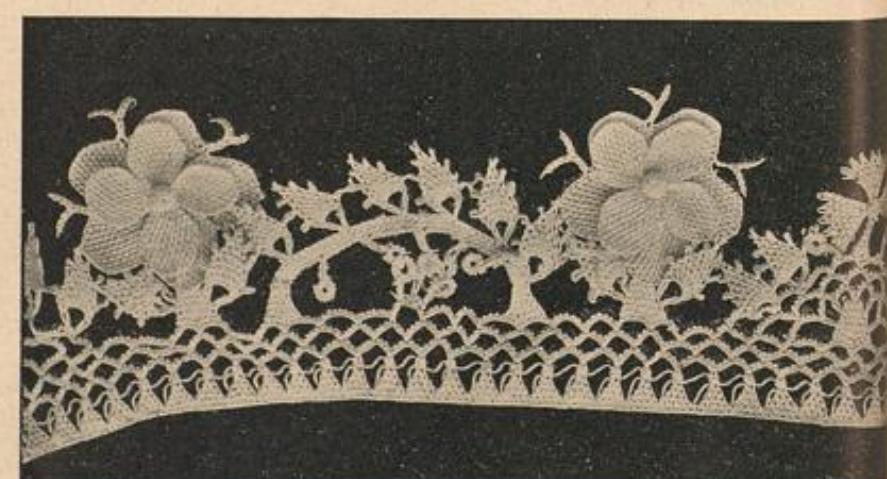
Ludwig des XIV. berühmte Schöpfung, der königliche Point de France aus seinen Fabriken in Alençon und Argentan der Point de Sedan, dieser Ausbund aller Nadelspizien-Technik sowie die späteren, dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen kleinen Réseau-Spizien von Alençon und Argentan, mit den



Fächer aus farbiger Spize. Von Félix Aubert in Paris.



Farbige Spize. Von Félix Aubert in Paris.



Türkische Cohofir-Spize aus weißer Seide.

gehört, Reichthümer an oberitalienischen Spizien zu erwerben. Die schönsten Stücke haben seit Jahrzehnten, seitdem das österreichische Museum die Führung der Reichsmars Reform für Spizien-Musterzeichnung übernommen hatte, als Vorlagen gedient und mutten uns daher als liebe, gewohnte Bekannte an, obgleich jene Punti tagliati oder Points coupés, jene Reticellas, Punti in aria und Venetianer Relief-Spizien aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Zeit der Hoch-Renaissance, stammen. Ihre Schönheit ist unberührbar erhalten und von keiner falschen Nachahmung je mehr erreicht, — jene alten Spizien mit ihrer leisen Tönung, die kein künstliches Färbemittel hervorbringen kann, haben etwas von dem ursprünglichen Reiz der natürlichen Blume, während die moderne Nachbildung ihr gegenüber etwa mit einem prachtvollen Kunstblumenstrauß sich vergleichen ließe.

Da sind denn die Gebilde höchster Feinheit und Kun-

Boden für die vom Unterrichts-Ministerium nunmehr übererrichteten Fachschulen ergiebt. Hier sind in erster Linie die alten Erzgebirgs-Fabriks, wie sie im Volle aus Sachsen

Böhmen herübergewandert waren, die uralten Tiroler Tschöns aus Brettau und Rieß, die Idriener Guipuren, die ganz den oberitalienischen Flechtspiken-Charakter tragen, wie die slavischen Spiken mit ihrer prononcierten, von den russischen und altsländischen Bandspiken so stark abweichenden Art, meist verbunden mit den schönen, nationalen Leinentücheren. Das Schönste dieser volkstümlichen Techniken sind aber doch wohl die bauerschen Point-coupe-Arbeiten an leinenen Händen, auf der kleinen dalmatinischen Insel Pago gefertigt; ihre Muster sind ausgeprochen byzantinisch und weisen auf den ältesten, geheimnisvollen Ursprung aller Spikenkunst in Griechenland hin, wie denn in Dalmatien eine der berühmtesten Spiken-Industrien der alten Zeit, zu Ragusa, bestand und spurlos verschwunden ist, sodah es unmöglich war, ein Original der kostbaren, legendären Point-de-Raguse aufzutreiben. Nur drei Photographien von Originalen aus dem Besitz des Freiherrn von Lipperheide vermittelten die Kenntnis dieser interessanten, feinen Spikenart, die nun hoffentlich ihren Wiederbelebung durch das Unterrichts-Ministerium und die kaiserlichen Spiken-Curse entgegensehen wird. Hochinteressant sind auch einige Ueberreste der ältesten Proben aller Spikenarbeit, aus den Gräberfunden von Achmin, Safrarah und Fajum in Aegypten, ungefähr in Weise und Musterung geklöppelter Tschöns-Spiken, aber in einer eigenartigen Technik hergestellt, die sich noch gegenwärtig bei den ruhenischen Bauernleuten in Oesterreich vorfindet, wie denn die österreichische volkstümliche Spikenarbeit in urälteste Zeit zurückzuführen scheint.

Eine vorzügliche Sammlung altslavischer Hausspiken sandte Herr Redakteur Kreys aus Ungarisch-Hradisch in Mähren, darunter ausnehmend schöne Muster. Wie sehr die dalmatinischen Arbeiten und auch eine Probe von genauer Goldspike aus Bosnien nach dem Orient hinüberleiten, ergiebt der Vergleich mit einer überaus interessanten, aus Konstantinopel eingesendeten Sammlung Ihrer Excellenz Madame Hayder Paicha, einer geborenen Österreicherin; lauter für europäische Augen sonst weniger zugängliche Sachen, die sich hier in ihrer Gesamtheit sehr gut präsentieren. Es sind dies die weithedigen Cobolt-Spiken aus Smyrna und Metelin, meist freihängende Blumen und Ranken in Nadelarbeit, mittelst eines eigenständlichen Knüpfstisches, der an Passamenterie oder Hölzelarbeit erinnert, reihenweise gearbeitet. Noch origineller sind die Bibile-Spiken aus Konstantinopel, von griechischen Frauen daselbst angefertigt; diese stellen hängende Blumensträusse in den natürlichen Farben mit der Nadel gearbeitet dar; oft ist es eine Blumenart in verschiedenen Farben, zuweilen mit gefüllten Blüthen und freihängenden Staubäden, oft eine Zusammenstellung verschiedener Blumen in bunten Farben mit Blattwerk gemischt. Diese Spiken wurden von allen griechischen Frauen als Kopfputz, an bunten Musselin-Tücher gehäuft und haubenartig um den Kopf gewunden, auf der Straße, und von türkischen Damen im Hause getragen.

Proben altenglischer Spikenkunst, meist Nadelarbeit mit und ohne Point-lace-Band, Honitions, und einzelne schöne Alt-Niederländer und italienische Spiken stellte Gräfin Brinis zur Verfügung, Frau von Dobrovska in Galizien ein merkwürdiges Spikenüberskleid auf Tüllgrund mit der Nadel gearbeitet, ganz vereinzelt in Muster und Arbeitsweise. Die Hof-Kunststickerin Fräulein Bach stellte aus dem Spiken Nachlass ihrer Mutter, der vielfigurigen Stickerin und Färbereiterin über antike Spiken und Stickerei, Frau Emilia Bach, ganz bewunderungswürdige alte Venetianer-, Malines- und Sedan-Spiken in bedeutender Anzahl aus. Von Frau Regierung-Rath Jenny Pachler wurde eine Sammlung ausgezeigt, in der besonders Sedan-Spiken von hervorragender Schönheit und Conserverbung enthalten sind.

Venige Tage hindurch hatte der kgl. Central-Spiken-Curs seine mustergültigen Arbeiten ausgezeigt, meist Rekonstruktionen klassischer Arbeiten und Neuanwendungen alter Technik, an denen die Directrice Frau Pleher unerhörlich ist, sowie eine Serie der berühmten Spiken-Zeichnungen von Professor Hostrath Stock, an deren Hand die Erzgebirg-Industrie in Oesterreich jetzt die hervorragendsten Schöpfungen aufgewiesen hat. Eine chronologisch geordnete Muster-Sammlung von österreichischen, deutschen, französischen und schweizer Maschinenspiken machte den Lieberblid zu dem denkbar vollkommensten, der über die Geschichte der Spiken jemals geboten wurde. — Ein Zufall fügte es, daß gleichzeitig De l'heure in Paris unter den Kunstgewerbe-Gegenständen der Ausstellung im Wiener Künstlerhaus einen jener farbig geklöppelten Spikenfächer aus naturalistischen Blumen brachte, wie sie Alibert in Paris als neueste Phase aller Spikenkunst in Verkehr zu bringen begann; eine neue Spikenart, von der die Stadt Paris der Kaiserin von Russland kürzlich einen vielbewunderten Shawl zum Geschenk mache. In dieser Spize sind vielfarbige Seidenfäden und Gold zu künstlerischer Wirtung und Schattierung der einzelnen Flächen verweben; die Zeichnung ist die modern stilisierte Blume. Unmittelbar vorher hatte im Museum aber auch das Kensington-Museum in London seine bisher unveröffentlichten modern stilisierten Spiken-Entwürfe ausgestellt, und so den Ausblick in eine neue Epoche der Spikenkunst im Sinne der neuen Kunst, also etwas noch nicht Vorhandenes, eröffnet. Diese neuen Perspektiven auf eine „secessionistische Spize“, wie sie sofort geraut wurde und als deren erste Vorläufer bereits ein paar Applications-Fächer von weißen, modern stilisierten Spikenblumen auf schwarzer Gaze zu sehen waren, erregten natürlich die Erwartungen auf das Lebhafteste, und so sieht denn die Damenviertel der weiteren Entwicklung dieser Spize mit warmem Interesse entgegen.

Nachdruck verboten.

Brennende Liebe.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

I.

Die schrägen Strahlen der rothglühenden Abendsonne nelen durch die Buchenwipfel und liegen die buntfarbige Herrlichkeit des herbstlichen Waldes noch einmal hell aufleuchtend, ehe sie den Schatten der Nacht für ihr glanztödendes graues Gewebe Raum geben. Es war feierlich still im hohen Bergwald; kaum ein Grillenlaut ließ sich vernehmen; auch die Vögel schwiegen, wie in Andacht vor dem majestätischen Schauspiel des nahenden Sonnenuntergangs versunken. Kein Beifschlag mehr von der nahen Lichtung, wo die Holzhauer

tagüber schafften; kein Jodeln der romantisch angelegten Städterinnen, die unten im kleinen Badeort Bodenquell als Patienten oder Sommerfrischler Aufenthalt genommen hatten; kein Hundebell von den Rüden des pirschenden Försters! Nur ein leichter Abendwind rauschte durch die Kronen der hochstämmigen Buchen wie geheimnisvoll verhallender Orgelklang!

Sigrid Lorenz war ganz gesangen genommen von dem Zauber dieses köstlichen Abendfriedens. Wie von einer überirdischen Sehnsucht ergriffen, lag sie auf der roh gezierten Waldbank, die Hände gefaltet, und den Blick auf die langsam sinkende, feurige Sonne gerichtet. Ein Gefühl seeliger Ruhe senkte sich auf sie. So rein und unbekürt hatte sie die Wunder der Wald einsamkeit lange nicht genossen.

Ein Sonett Krummacher's kam ihr in den Sinn:

„Blitze einmal zu stiller Abendzeit,
Wenn schon ihr letztes Lied die Vögel sangen,
In Dich gelehrt durch einen Wald gegangen,
Der einzige Mensch im Dicicht weit und breit? —
Da kam's Dich an wie Lust und halb wie Leid.“

Aber nun ließ sie ihr Gedächtnis im Stich, und während sie noch grübelte, die Fortsetzung zu finden, hörte sie plötzlich an dem Knaulen dünnen Reihs, daß ein Mensch in ihre Nähe kam, und noch dazu einer, der von der Poesie dieses herrlichen Sonnenuntergangs nicht die geringste Ahnung zu haben schien. Denn noch ehe sie des Störenfrieds ansichtig geworden war, hörte sie auf einmal seine Stimme zu einer forschen Biedzele einsetzen. Gerade, wie sie die folgenden Verse ihres Sonnets gefunden hatte:

„Es war ein tiefes, heimwehvolles Bangen,
Es war ein stilles, seliges Verlangen,

Das Dich beschlich in dieser Einsamkeit.“ — gerade in diesem Augenblide schallte es durch die Stämme halblustig, halb voll Grimm zu ihr herüber:

„Hängt Euch auf, alle mit einander, — alle mit einander,
— alle mit einander! Hängt Euch auf —“

„Entschuldigt!“ murmelte sie. „So ein Klog!“ Und arg verstimmt erhob sie sich und trat hinter eine der Fichtengruppen, die den Buchenwald nach dem Bergabhang zu abgrenzen, um jede Begegnung mit einem solchen Barbaren zu vermeiden.

Indessen war der fühne Sänger, der seinen menschenfreundlichen Imperativ immer behaglicher variierte, in die Nähe der Aussichtsbank gekommen. Sein Blick glitt in die Landschaft hinaus, die ihm bisher der Wald verdeckt hatte, und auch auf ihn schien das wunderbare Bild seine Wirkung nicht zu verfehlten. Seine liebenswürdige Aufforderung an irgend eine Freunde gruppe, „durch Seller's Fenster zu gucken“, blieb ihm plötzlich in der Kehle stecken, seine gebräunte Stirn, die bis dahin arge Falten gezogen, glättete sich, und seine Augen wurden mild und freundlich.

„Hm —“ brummte er vor sich hin, „ist doch schön, unseres Herrgotts Erde; das muß man ihm lassen! — Trotz alles Gefinds, das darauf herumwimmelt!“

Nach einer Weile fiel sein Blick auf die Bank, auf der zu seiner Verwunderung ein weißes Bündel lag. Hatte das jemand vergegen? Er trat herzu und schaute in das nur lose gefüllte, seine Taschenbuch hinein. Ein auf ägerlichen Erstaunens kam dabei von seinen Lippen. Es waren Pilze in dem Bündel, Pilze von allen Sorten. Eßbare und giftige fröhlich durcheinander.

„Wer hat sich denn diesen Blübbienn geleistet?“ sagte er, entrüstet über so viel Unverständ den Kopf schüttelnd. Ein wahres Glück, daß das Bündel liegen geblieben ist! Das wäre eine nette Mahlzeit geworden!“

Darauf schob er die Spize seines Bergstocks unter die geknöpften Zipfel und ließ die Pilze mit einem Ruck aus dem Tuch zur Erde fliegen, wo er sie sogleich mit dem Stock zerstieß und mit den Absätzen seiner derben Stiefel zerrat.

„So!“ meinte er dann, offenbar sehr befriedigt, „an dem Brei wird sich wohl seiner mehr den Magen verderben!“

Aber diese Eigenmächtigkeit war der Sammlerin der zerstörten Schwämme denn doch etwas zu bunt. Entschlossen trat sie jetzt hinter der Tannengruppe hervor und herrschte den Fremden an: „Was fällt Ihnen ein? Lassen Sie doch meine Pilze zufliegen!“

Einen Augenblick lang stand der so plötzlich zur Verantwortung Gezwogene ganz verdutzt vor der prächtigen Erscheinung, die vom Abendsonnengold umflossen, einen märchenhaften Reiz auf ihn ausübte.

„Donnerwetter, ist die schön!“ dachte er und zog unwillkürlich den Hut so tief, als wäre sie eine wahrhaftige Prinzessin. „Die blendet einen ja ärger, als die liebe Sonne!“

Dann aber, als er den Horn in ihrem großen, braunen Kinderaugen blitzen sah, zog ein leises, spöttisches Lächeln über sein schattig geschnittenes Antlitz, und er sagte:

„Ihre Pilze sind Giftpilze, mein gnädiges Fräulein! Benigstens die meist! Sie können ganz froh sein, daß ich dazu gekommen bin und Sie vielleicht vor einer verhängnisvollen Thorheit bewahrt habe!“

„Und welcher Art wäre diese verhängnisvolle Thorheit gewesen?“ fragte sie ironisch.

Er sah sie ungern an.

„Sie wollten das Zeug doch lochen?“ fragte er dann.

„Ach und?“ lächelte sie.

„Und? Und?“ ereiferte er sich. „Bergstet hätten Sie Sich damit! — Hier, das war Knollenschwamm, den Sie, wie schon so viele, für Champignon gehalten haben! Und das hier ist Birkenreitzer, sein echter Reizter, wie Sie vielleicht gedacht haben! Wissen Sie, was Birkenreitzer ist?“

„O ja,“ entgegnete Sie, offenbar riesig amüsiert und vollständig ausgeführt mit der jetzt so peinlich empfundenen Störung. „Warum soll ich nicht wissen, was Lactaria terminosa ist?“

„Lac —“ begann er verblüfft.

„Aber seien Sie, hier war auch Lactaria deliciosa! Den haben Sie sinnlos mitgeröstet! Und hier diesen Boletus edulis gleichfalls! Gerade über den habe ich mich so gesreut, weil ich jetzt gar keinen finden konnte!“ fuhr sie fort und zeigte auf einen zerstörten Steinpilz.

„Ja, — was, — wiejo, —“ stotterte er und schaute bald das Schlachtfeld an, das er angerichtet hatte, bald ihr schallhaft lächelndes, frisches Gesicht. „Ich glaube, Sie wissen besser Bescheid mit Pilzen als ich!“

„Kann man's wissen?“ entgegnete sie.

„So wollten Sie das Bündel gar nicht für Ihre Küche?“ erkundigte er sich verlegen.

„Allerdings nicht! — Aber wenn auch: was hätte das Sie summern können?“

„Na, erlauben Sie, bitte!“

„Ist das so ein gewaltiger Unterschied, ob wir uns alle mit einander vergiften oder, wie Sie das vorhin so hinreichend verlangten, aufhängen?“ fragte sie lachend.

„Das war gar nicht an Ihre Adresse gerichtet!“ erwiderte er und lachte mit.

„Alle mit einander?“ meinte sie und zuckte die Achseln.

„Da ist man doch schließlich auch dabei!“

„O bitte, die Anwesenden sind immer ausgeschlossen!“ scherzte er. „Aber möchten Sie mir nun nicht sagen, was Sie mit der Herkunftskräfte da eigentlich anfangen wollten?“

„Ich hatte sie für meinen Vater gesammelt!“ läutete sie ihn auf. „Der ist nämlich Botaniker und hat ein specielles Interesse an der Flora dieser Gegend.“

„Schade!“ sagte er, die Opfer seiner Stiefel noch einmal mustierend. „An denen wird er nicht viel mehr bestimmten können! — Aber ich weiß weiter hinauf einen Fried, da stehen die prächtigsten Gifflinge, da werde ich Ihnen morgen eine kleine Wagenladung als Entschädigung hinunterholen! Sie wohnen doch gewiß in Bodenquell, nicht?“

„Allerdings!“ antwortete sie lachend. „Aber auf diese furchtbare Revanche möchte ich denn doch verzichten! Pilze gibts' die Herbst ja so viel, daß ich den Verlust schnell genug selbst ersehen kann. Wenn Sie Sich um die Botanik wirklich verdient machen wollen, so fahnden Sie vielleicht mal auf Hornmohn, Glaucium luteum, der hier vereinzelt vorkommt soll und den mein Vater gern constatiren möchte!“

„Hornmohn?“ meinte er grübelnd. „Sie glauben gar nicht, wieviel Dinge es auf der Welt gibt, von denen ich keinen Schatten von Ahnung habe! Wollen Sie mir nicht einen kleinen Stedbrief über diesen Höhenvicht, der sich so gut verborgen hält, entwerfen? Vielleicht kommt er mir doch einmal in Schichte!“

„Gesehen habe ich ihn selbst auch nicht!“ erwiderte sie zögernnd. „Und ich weiß nicht, ob Sie wirklich Gelegenheit und Zeitung haben.“

„Heilig!“ beherrschte er. „Ich mache alle Abend meine Waldbspaziergänge, mitunter auch vor Thau und Tag, und acht auf alles, was Nutzen Natur hervorbringt. Man läuft sich seinen Anger dabei von der Seele. Ich bin nämlich Ingénieur drüber an den Hüttenswerken und habe da gründlich meine Plage! Aber wenn man in den Wald kommt, wird einem bald wieder frei ums Herz und man denkt —“

„Hängt Euch auf, alle mit einander! Hängt Euch auf!“ ergänzte sie seine Rede, da er einen Moment lang standte.

„Ganz recht!“ nickte er vergnügt. „Ich glaube, wir verstehen uns, ohne uns zu kennen. Dem Mangel möchte ich übrigens gleich abhelfen, indem ich mich Ihnen bekannt mache: ich heiße Wingold Hartmann!“

„Sigrid Lorenz!“ entgegnete sie und wurde ein bisschen rot dabei, worüber sie sich innerlich gewaltig erبوhte, denn es lag doch gar keine Veranlassung dazu vor.

„Also, verehrtes Fräulein Lorenz,“ hub er darauf lächelnd an, „wie ist das mit diesem gehörnten Wohn?“

„Ich kann Ihnen im Augenblick wirklich kein rechtes Bild davon geben!“ sagte sie hastig und schaute den Himmel an, der nur noch eine Kappe des Sonnenballes sehen ließ. „Auch ist es hohe Zeit, daß ich heimkehre! — Vielleicht schreibt Ihnen Papa.“

„O, das wäre doch ziemlich umständlich. Treffe ich Ihren Herrn Papa nicht irgendwo in Bodenquell? Vielleicht im Goldenen Engel oder in der Kühlten Quelle? Ich bin jede Woche ein paarmal Abends drüber!“

„Im Goldenen Engel wohnen wir!“ erklärte Sigrid Lorenz und wurde abermals rot, als wäre das eine stumme Einwilligung zu einem halben Rendezvous. Aber das war sicher, sie würde sich alle die kommenden Abende auf ihrem Zimmer aufzuhalten. Herr Wingold Hartmann sollte nicht etwa glauben, daß es ihr um etwas anderes als Glaucium luteum zu thun gewesen sei.

„So werde ich mir den Stedbrief also im Goldenen Engel holen!“

„Bitte!“ sagte sie artig. „Papa wird sich freuen, einen so bereitwilligen Helfer zu finden, der mit Weg und Steg vertraut ist. — Höret! Wille ist bloß für seine Schönungen zu haben. Alles andere ist ihm Untraut, das heißtt mag, wie's will!“

„Stimmt bis aufs Tippler!“ lachte der Ingenieur. „Ich kenne den alten Haudegen!“

„Leben Sie wohl!“ sagte indessen Sigrid Lorenz, die eine seltsame Eile hatte, heimzufommen, obwohl sie sonst sehr häufig noch nach Sonnenuntergang den Wald durchstreift.

„Guten Abend!“ sagte er freundlich und niedig. Und als sie schon ein Stück Wegs gegangen war, rief er ihr „Auf Wiedersehen!“ nach. Aber sie wandte den Kopf nicht. Es war ihr doch wirklich nur wegen des Glaucium luteum gewesen!

Im Goldenen Engel sahen die wenigen Sommernäte, die der September dem Wirth noch gelassen hatte, schon beim Abendbrot, als Sigrid heimkam.

„Wo bleibst Du bloß, Mädchen?“ fragte Papa Lorenz, als sie endlich an seiner Seite Platz nahm, und der Wirth, der dem alten Herrn Gesellschaft leistete, erkundigte sich lächelnd, ob ihr nicht ein wenig bange sei, im Abenddämmer durch den Wald zu streifen.

„Ich habe den Sonnenuntergang genossen!“ erklärte sie. „Es war herrlich heute Abend! — Vor wem ich mich übrigens fürchten sollte, ist mir rätselhaft. An Wichtelmännchen und Waldgeister darf man ja nicht mehr glauben, wenn man nicht ausgelöscht werden will, und die braven Bodenqueller Holzhauer thun seinem was zu Leide! Also?“

„Ja, ja, mein lieber Herr Wirth, meine Sigrid ist tapfer wie ein alter Landsknecht!“ schmunzelte der Professor.

„Und doch habe ich vor etlichen Tagen eine junge Dame gitternd und bleich im Keller gefunden, —“ lächelte der Wirth.

„Das war während des dummen Gewitters!“ bemerkte Sigrid, verlegen erröthend. „Pilzen kann ich's nun einmal nicht sehen, ohne angstlich zu werden!“

„Ihre Achillesferse!“ bestätigte der

Nachdruck verboten.

Die Wunder-Kapelle in der Kirche zu Valladolid.

Nach dem Gemälde von José Gallegos. — Siehe Seite 85.

In der Kirche zu Valladolid befindet sich eine Kapelle, die eine Reliquie birgt. Zu diesem Heiligthum pilgern die Einwohner der Stadt und der Umgegend, um vor ihm in stiller Andacht ein Gebet zu verrichten und um Befreiung von Krankheit und Gebrechen, um Erfüllung eines Wunsches und dergleichen zu bitten; denn sie wissen es, sie werden erhört werden, hat doch die Reliquie schon so manches Wunder bewirkt.

Der Dom von Valladolid ist eine der größten Kirchen Spaniens, er besteht aus einer grohartigen Granitmasse, und die graue Farbe des Steins gibt ihm etwas Ernstes, Trauriges. Auch das Innere der Kirche macht einen feierlichen, überwältigenden Eindruck. Die Kapellen, die Bogen, Säulen und Thore sind riesenhaft groß, und durch die bunten Gläser dringt spärlich ein gedämpftes Licht, sodass in der Kirche ein magisches Dämmerlicht herrscht. Selbst den nüchternsten Alltagsmenschen überkommt hier ein heiliges Schauern, und man begreift es wohl, dass die Vater kaum aufzutreten wagen, um zu dem Betstuhl zu gelangen, in dem sie ihre Andacht verrichten. Und wenn sie auch nur kaum die Lippen bewegen, von den gewaltigen Wänden höllt es doch wieder als ein dumpfes Murmeln von vielen Menschen. Wer aber allein die Kirche durchschreitet, der hört seine Schritte hallen, und es überlässt ihn kalt und ihn packt eine unüberstehbliche Furcht.

Rechts vom Hochaltar der Kirche ist das Grab von Primus Ansorez, dem Herren und Wohlthäter von Valladolid; über dem Denkmal hängt sein Schwert.

Valladolid war ehemals eine blühende Stadt mit über hunderttausend Einwohnern; jetzt ist deren Zahl bis zu höchstens dreißigtausend herabgesunken. In den Hauptstraßen sieht man noch zuweilen die Studenten der Universität und die Reisenden, die nach Madrid gehen; aber die übrigen Bürger sind tot. Die Stadt gleicht einem großen, verlassenen Palast, in dem noch die Spuren der Reliefs, der Vergoldungen und der Mosaiken vorhanden sind, in dessen mittleren Sälen einige arme Leute wohnen, die durch die einsame Größe des Gebäudes traurig gestimmt werden. Geräumige Plätze, hier und da ein alter Palast, versiegte Häuser, leere Klöster, lange einsame, mit Gras bewachsene Straßen erinnern an eine heruntergekommene Stadt. Der schönste Punkt ist der große Platz (plaza mayor), der von Philipp II. im Jahre 1561 nach einem entsetzlichen Brande in großem Maßstabe mit prächtigen Hallen und imposanten Häusern angelegt wurde. Auch die Universität ist sehenswert, sie ist ein mittelalterliches Kunstwerk mit mächtigen gotischen Strebepfeilern und prachtvollen Fenster-Einfassungen. Das Haus, in dem Columbus am 21. Mai 1506 gestorben ist, wird heute noch gezeigt ebenso das Wohnhaus Cervantes, des unglücklichen Dichters des Don Quijote. In Valladolid stand auch die Wiege des José Zorrilla, eines der besten spanischen Dichter dieses Jahrhunderts, dessen Hauptwerke geradezu Allgemeingut der spanischen Nation geworden sind.

Redactions - Post.

Emilie B. in Barel. — Ihr Briefleiter wurde fast gleichzeitig von Dirich in Mähren (1754) und Franklin (1760) erfunden. Man muß allerdings sagen „wieder erfunden“, denn die alten Ägypter kannten die Briefableiter schon! Brugghausen schreibt darüber folgendes: In einzelnen Inschriften aus den Zeiten der Totenmauer werden die beflagten Mastbaumre, welche beispielweise an Tempel von Edfu eine Höhe von mindestens zweihundertfünfzig Metern erreichen muhten, auf den Tempeltoren in sehr genauer Weise beschrieben, wobei sich eine ganz wundersame Thatache herausstellt. Ich lasse in möglichst getreuer, den sicher Übertragung den Wortlaut einer der Inschriften von Edfu für die Sache selbst sprechen: „Dies ist der hohe Palastbau des Gottes im Edfu, am Hauptspitze des leuchtenden Horus (des ägyptischen Apollon). Mastbaumre befinden sich paare an ihrem Platze, um das Unwetter an der Himmelsdecke zu schneiden. Beughose in weißer grüner, blauer und rother Farbe (die helligen Gardinen der Ägypter) schützen sich an ihrer Spitze.“ — Achthalte! Inschriften finden sich sehr häufig; auf ihnen geht hervor, daß nicht nur die Mastbaumre Briefableiter waren, sondern auch die Obelisken den Rebedienen hatten, die Gewitter abzuleiten.

Junge Hausfrau in Bartenkirchen. — Wir werden Ihren Wunsch in unserem nächsten Hefte erfüllen.

Helene B. in Ostrowo. — Ohne Zweifel meinen Sie den Roman „Vandsturm“ von Hans Hoffmann. Wir kennen keinen anderen Roman, auf den Ihre Bezeichnung sonst passen könnte.

Marianne L. in Neapel. — Wir können Ihnen erst in unserem nächsten Hefte antworten, da wir Erwidrigungen einzulegen müssen. Sie hätten übrigens gut gehandelt, und nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihre Adresse anzugeben, damit wir Ihnen detailliert und ausführlich antworten könnten. Ihnen liegt doch an einer möglichst schnellen Auslieferung.

R. in München. — Wir wiederholen hier noch einmal, daß wir keine Anfragen niemals beantworten. In Ihrem Falle liegt durchaus kein Grund vor, und Ihren Namen vorzuenthalten, und wir haben alle Urtreide das Verhüten als einen Mangel an Vertrauen zu betrachten.



Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir unser Bild. Ich bin in der dritten Klasse und habe schon Französisch und auch Klavierstunde. Dann kommt Alice, sie geht auch schon in die Schule und kann bald lesen. Hedwig, genannt Witwit, das nächste Schwesternchen, ist drei Jahre alt, die hat einen ganz verbrühten Arm, sie dreht sich immer wie ein Kreisel im Vorplay herum und fällt dabei einmal in einen Eimer mit heißem Wasser. Unser ganz kleines Schwesternchen Gerda ist ein goldiges Ding, sie lacht immer und ist immer zufrieden. Wir haben sie alle fürchterlich lieb. Jetzt muß ich schlafen, ich habe gleich Klavierstunde.

Dein

Stuttgart.

Gretchen Lindh.

„Ich glaube, auch den! Leider hat sie mir ein edler Menschenfreund gesamt und sonders in Städte gehauen. Don Quixote hätte es nicht tapferer vollführen können! — Er dachte nämlich, ich hätte sie zu einem Mittagbrot bestimmt und wollte uns durch seinen heldenhaften Angriff vor allerhand Wagenkrämpfen und elendem Verscheiden schützen! — Das lange Gesicht hätten Sie sehen müssen, als er hörte, daß ich eines Botanikers Tochter sei und die Blüte alle kannte!“

„Ach, das glaube ich!“ lachte der Wirth. „Wer war denn der Unglücksrabe?“

„Ein Herr Hartmann von den Eisenwerken drüben. Er wollte natürlich sofort Erzay schicken. Aber dafür habe ich gedankt. Nun wird er Dir Glaucium suchen helfen.“

„So? — weiß er einen Fried, wo —?“ erkundigte sich lebhaft interessirt Papa Lorenz.

„Das nicht! Du sollst ihm sogar erst den Stedbrief geben, wie er sagte. Aber er scheint im Walde sonst Bescheid zu wissen.“

„Und ob er Bescheid weiß!“ mischte sich der Wirth ein. „Jeden Morgen reist er irgend einen Bestand ab, ob's regnet oder schneit. Ein sehr netter Mensch übrigens. Stammt vom Rheinland her. Sein Vater hat ein paar Weinberge und schickt öfter ein Fäßchen!“

„Was ist dieser Herr Hartmann? fragte der Professor.

„Ingenieur an den Eisenwerken! Ein tüchtiger Kerl. Die rechte Hand vom Director und in kurzem wahrscheinlich auch mein Schwiegersohn! Das heißt, ich habe nichts gesagt, meine Herrschaften! Die Sache ist noch nicht offiziell, also — ? Das Mädel ist ein bisschen eigenständig, aber hübsch; das muß ihr der Reid lassen! Und Geld hat sie auch, die Lilli; denn der Alte hat's verstanden!“ schilderte der Wirth.

„Geld ist natürlich die Haupthache!“ bemerkte der Professor ironisch.

„Und ob!“ meinte Mertens. „Vor Geld kann man den Teufel danzen lassen! — Na, ich gönn' es ihm! Er ist eine gute Haut. Die Arbeiter lassen nichts auf ihn kommen. Und das will was heißen jetzt! — Und lustig sein kann er auch! Und tanzen! Hei, ich sage Ihnen! — Sie werden's ja sehen am Erntefest! Denn so lange bleiben Sie doch? Sonntag in acht Tagen ist's schon!“

„Nur um Herrn Hartmann tanzen zu sehen?“ fragte Sigrid spöttisch. „Freitag reisen wir, nicht wahr, Papa?“

„Das war ja wohl eigentlich unsere Absicht!“ bemerkte nachdenklich der Professor. „Aber da ich Glaucium noch immer nicht gefunden habe —“

„Weil es hier eben nicht mehr vorkommt!“ warf sie ungeduldig hin.

„Sieh da, dort kommt Herr Hartmann schon!“ rief der Wirth und ging dem Eintretenden entgegen. Sigrid fühlte einen Stich im Herzen. Es war doch empörend von einem Manne, der so gut wie verlobt war, ihr so nachzulaufen.

„Ich werde Dir die Mappe mit den Abbildungen herunterhören, damit Du dem Herrn Ingenieur Hornmohn zeigen kannst! Ich gehe nach oben, weil ich müde bin!“ erklärte sie hastig ihrem Vater und stand auf. Just als der Ingenieur sich leuchtenden Blickes ihrem Tisch näherte, kam sie an ihm vorüber, erwiderte mit einer süßen Neigung ihres Kopfes seinen Gruß und war verschwunden. Es blieb ihm nichts übrig, als sich mit dem Professor allein zu begnügen und sich von diesem durch die Flora aller fünf Welttheile schleppen zu lassen. Aber ein sehr aufmerksamer Zuhörer war er nicht. Er lugte unablässig nach der Thür, ob sie das prächtige Professorenkind nicht wieder hereinlassen würde. Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Sigrid Lorenz kam nicht zurück.

II.

Seit diesem Abend samte Wingold Hartmann täglich in den „Goldenen Engel“ und berichtete dem Professor, der ihn nicht ungern sah, was für Ergebnisse seine Frühspaziergänge gehabt hatten. Der arge Hornmohn blieb vorläufig freilich unentdeckt. Der Ingenieur empfand darüber jedoch viel weniger Kummer, als über die konsequente Zurückhaltung Sigrid's, die er trotz der verschiedensten Abendstreitereien nicht wieder getroffen hatte, und die sich auch vom Abendtisch nach wenigen formlichen Fragen und Antworten stets auf ihr Zimmer zurückzog.

Wie frisch und ursprünglich war sie ihm an jenem ersten Abend oben im Walde erschienen! Und wie gemessen und unzweckmäßig war sie jetzt! Er zerrückte sich den Kopf über die Ursache dieser Wandlung.

Freudig überrascht war er, als er sie eines Tages auf dem kleinen Postamt in Bodenquell sah, wo sie just Marten laufte.

„Welch netter Zufall, gnädiges Fräulein!“ sagte er und reichte ihr die Hand. Sie war erschrocken zusammengefahren, als sie seine Stimme gehört hatte, und wollte sich nach kurzen Weinen entfernen. Aber er sah die Gelegenheit beim Schopf und erbat sich die Gunst, sie ein Stück begleiten zu dürfen.

„Wortlos ließ sie es zu, daß er mit ihr auf die Straße trat. „Wie kommt es, verehrtes Fräulein?“ fragte er warm, „daß ich Ihnen nie mehr im Walde begegne?“

„Das ist wohl ein Zufall!“ sagte sie mit einer gewissen Anstrengung in der Stimme, die ihm nicht entging.

Er schüttelte den Kopf. „Ein Zufall, dem Sie ein bisschen nachhelfen!“ fragte er dann. „Abends geben Sie mir ja auch aus dem Wege, als ob ich ein Verbrecher wäre. — Haben ich Ihnen denn etwas zu Leide gethan?“

„Nicht, daß ich wüßte!“ erklärte sie, sich zum Trost sam-